Vor 1712 besonders in der Altstadt nur die Prediger Häuser. Nach dem Brande ist der „Schützenpfleh“ vom Mühlenthor nach dem Werminghauserthor hin mit zwei selten Häusern in egaler Linie bebaut. Die Vorstädte sind jetzt wolkreicher als die Stadt selbst. 1760 bekommen sie eine eigene Nachtwache. Schöner noch wird die Umgebung der Stadt durch die mehr wie 100 um herum liegenden Gartenhäuser.

(Fortsetzung folgt.)

Heimatsagen.

Hünen.

Auf dem Wixberge bei Altena und auf dem Garberge bei Sümmern (Kr. Iserlohn) wohnten vor Zeiten Hünen. Sie backten in einem Backofen zusammen und gaben sich, wenn es Zeit war, das Brot einzuschieben, ein Zeichen durch Schrappen am Backtroge. Einst traf es sich, daß der Riese vom Garberge sich nachts am Schenkel kratzte. Der andere Hüne hörte dieses und glaubte, es sei das verabredete Zeichen. Er faßte also seine Brote und lief damit nach dem Garberge, fand aber dorten seine Spießgesellen noch tief im Schlafe.

In ganz alten Zeiten wohnte auch ein Riese in Oberhemer (bei Iserlohn). Wenn der aus dem Uhlenhofsbrunnen trank, setzte er den einen Fuß ins Bockeloch und den andern auf den Perik (zwei benachbarte Schluchten). Die Kirchspielskirche von Iserlohn stammt noch aus dem Heidentume. In früheren Tagen sind auch Hünen hineingegangen. Sie hatte dazu eine gewaltige große Pforte, aus welcher man später ein Fenster gemacht hat.

Bücherschau.

Ein heimatkundliches Meisterwerk.

Sein Titel lockt nicht. Es ist auch nur ein Teilstück eines größeren Ganzen, das unter dem Titel „Sahn-Wittgenstein-Berleburg“ in der Hauptsache die Geschichte der Grafschaft Wittgenstein-Berleburg behandelt. Aber es ist in sich abgeschlossen und wirklich ein heimatkundliches Meisterwerk, das jeden Freund der Geschichte und Kulturgeschichte Südwestfalens entzücken wird. Gerade so trocken und wenig lockend wie der Hauptitel ist der Untertitel „Geschichte der Grafschaft Wittgenstein-Berleburg unter der Regierung von Christian Heinrich, Graf, seit 1792 Fürst zu Sahn Wittgenstein-Berleburg (1773—1800)“ von G. Hinsberg, Pfarrer zu Berleburg. Mit dem Titel hört das Langweilige aber auf. Der Verfasser hat sein Werk gut gegliedert und gibt in 42 Abschnitten ein ungemein reizvolles Bild jener bewegten Zeit, wo selbst das weltabgeschiedene „Ländchen“ den starken Wellenschlag großer weltgeschichtlicher Ereignisse verspürte. In Vorwort hat der gewissenhafte Verfasser die Quellen seiner Darstellung verzeichnet: Urkunden, eine handschriftliche Chronik und allerlei Druckschriften, die nur noch schwer zu erlangen sind, „Weitere Kunde vermittelten vergilbte Briefe; wir fanden sie nach der Auflösung des Schlosser Altarmsschen Geschäftes 1911 im Lager von Altenhof fertig zur Abreise in die Papiermühle; sie feiern in werktagendem Werk frohe Auferstehung und sind gesonnt, der Schöpfung einen wärmeren Ton zu verleihen.“ Man sieht, auch der Kulturhistoriker muß Glück haben. Die Kapitel, die diesem Briefbündel ihre Entstehung verdanken, gehören mit zum Besten und Fesselndsten des prächtigen Werkes. Wir gewinnen einen tiefen Einblick in das Kulturmenschen der damaligen Zeit und sind erstaunt über die Bedeutung der Handelsfäden in dem Netze Berleburg; aber wir fühlen uns auch bald heimisch in der Familie des Handelsherrn Joh. Dan. Scheffer. Freilich fehlt der Idylle nicht ein Stich ins Tragische; aber der auf Grund der Briefe dargestellte Kleinkrieg zwischen zwei Söhnen Johann Daniels, in den sich die energische Schwester mischt ist für den Leser eine Würze des Kapitels „Im Hause Joh. Dan. Scheffers“, zumal er einen recht befriedigenden Ausgang nimmt: der Intrigant verläßt die Szene, und der brave Ludwig Christian, dessen prachtvoller Scherenschnitt ihn in seiner ganzen bürgerlichen Ehrbarkeit und Wichtigkeit zeigt, führt die Braut heim. Ganz vortrefflich sind auch die ergänzenden Kapitel „Aus dem bürgerlichen Leben“, „Die bürgerliche Geschäftsführung“, „Familienbücher“ und „Bürgerliche Lebenshaltung“: sie entschädigen allgemein fesselnde Einzelheiten und lassen fast auf jeder Seite die Kunst bewundern, mit der Hinsberg die Fülle des Stoffes gemeistert und gedrängtreiche und farbige Bilder geschaffen hat, deren Betrachtung reine Freude gewährt.

Wenn heimatliche Stoffe so geschickt verarbeitet werden, dann darf ein Heimatbuch auch auf dankbare Leser rechnen. Leider aber glauben viele Heimatschriftsteller, sie müßten jedes Mosaikplättchen in ihr Gemälde hineinarbeiten und schaffen dann Gebilde, bei deren Betrachtung es einem vor den Augen fribbelt. Der große Zug fehlt. Hinsberg hat ihn. Er verzettelt sich nur selten. Nur an einigen Stellen seines Buches schweift der Blick des Lesenden suchend über die nächsten Zeilen, ob nicht bald wieder der frische Erzählerton erklingt, der das Buch im allgemeinen auszeichnet.

Die allgemein interessierenden Kapitel habe ich herausgehoben, zumal sie sich auf glücklich gerettete alte Briefe stützen. Ihnen reiht sich noch manches andere an; doch darf ich nicht daran denken, bei allem, was zum Verweilen reizt, stehn zu bleiben und meiner Freude über das Geschaute, — denn man schaut wirklich, was Hinsberg schildert, — Ausdruck zu geben. Ich könnte sonst manches wiederholen aus Hinsbergs Mitteilungen über die Arbeit der Bergleute im „Ländchen“, über den Bauernstand, über Viehzucht und Landwirtschaft, Jagden und Wildgenuß. Eingehende Darstellung fand auch das kirchliche Leben jener Tage, und manche Dienerin der Kirche sowie der mit ihr eng verbundenen Schule steht lebensvoll vor unsern Augen. So der Pfarrer Otterbein, der in der Geschichte des Birkelbacher Schulmeisters Joh Jost Weygand eine große Rolle spielt. Uns Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts ist dieses armen Sünders etwas Rätselhaftes; jedenfalls vermögen wir kaum, wie der Pfarrer seine Tätigkeit viele Monate lang fortsetzen kann bis zum Augenblicke des Todes des armen Sünders. In unseren Tagen macht man nicht so viel Umstände; wir sind ein härteres Geschlecht, das sich nicht an den eigenen Gefühlen berauscht, wie jene Kinder einer gefühlseligen Zeit.

Die eigentliche Geschichte des Ländchens und seines Fürsten interessiert den Nicht Berleburger weniger; der Verfasser hätte sich da auf urkundliches Material. Unser Interesse wird aber sehr lebhaft geweckt durch die Kapitel „Der Weltenschlag der Revolution im Berleburger Land“, „Berleburger Zauberpolitik“, „Der Kampagne an der Mosel“, „Die Franzosen in Berleburg“, „Berleburg atmet auf“, „Neue Bedrängnisse“, „Berleburger Kleinkrieg“ und „Berleburg nach dem Rastatter Kongreß“. Wir erfahren da in tausend Einzelzügen, was unsere Väter in jenen Tagen erlitten haben, wie die große französische Revolution auch am Ländchen nicht vorüberging.

Das Gesagte dürfte genügen, um in manchem Leser der „Heimat“ den Wunsch nach der Lektüre des Buches zu wecken. Es ist vortrefflich ausgestattet und sehr preiswert gebunden 14 Mark); erschienen ist es im Selbstverlage des Verfassers und zu beziehen von der Buchhandlung Wilhelmi u. Kraftzig in Berleburg.

Zum Schlusse sei aber noch eines großen Vorzuges dieses Werkes gedacht: es atmet den Geist edler Duldsamkeit. Besonders tritt das in dem Abschnitt hervor, der von den Katholiken des Landes erzählt. Hinsberg erzählt da von einem kölnischen Fuhrmanne, der wegen einer beleidigenden Äußerung fürchterlich verhauen wird, und fährt dann fort: „Der klotzige Mann vom Köyschen ist nicht gestorben, er lebt noch und fährt inkognito unter dem Namen fanatieus auf allen religiösen Heerstraßen und knallt mit seiner Peitsche in allen kirchlichen Lagern. Da schlägt einer auf den Mann von Wittenberg, da einer auf den von Rom, der eine auf das Kirchen-Babel, der andere auf eine mißliebige Sekte. Das ist ein Peitschenknallen und Schlagen in Wort und Druck, daß einem Hören und Sehen vergehen möcht. Und schließlich ist's nicht eine Lehre, nicht eine entfernte oder längst gestorbene Persönlichkeit, schließlich ist's die gegenwärtige lebende Seele, welche verletzt wird. Was zarte Mutterhände einstens gepflanzt, wozu einer sich in hartem Seelenkampf hindurchgerungen, die innerste Überzeugung, der Glaube, der den Sinn des Lebens deutet, wird durch die Peitschenhiebe verletzt. Und Seelenschmerz tut wohl nicht weniger weh als die Wunde des Leibes. — — Das leidige Peitschenknallen und Verketzern, das gegenseitige sich Wehetun — das können wir missen. Fanatismus — was ist das? Eine gottvergessene Frömmigkeit, die vergißt, daß einer über uns waltet, der größer ist als der Mensch in seiner Beschränkung.“

Ludwig Schröder.

Rheinische Volkskunde. Von Professor Adam Wrede, Privatdozent an der Universität Köln. Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig. (10.— Mark.)

„Auf heimatlichen Fluren“. Von Dr. Heinrich Schauerte. (Bücherei der Heimatfreunde) Verlag von Gebrüder Lensing, Dortmund, (6.— Mark.)

Die Rheinländer sind um Wredes Buch zu beneiden! So reich auch unser westfälisches Schrifttum ist, eine westfälische Volkskunde von dieser Güte fehlt uns — wir hoffen, daß die im gleichen Verlage erscheinende „Westfälische Volkskunde“ von Professor Sartori diese Lücke ausfüllen wird, eine wirklich große Lücke, die aber gerade für Westfalen nicht leicht wird beseitigt werden können. Ist doch auch Wredes Buch, obwohl für die Rheinlande die Verhältnisse eher einfacher als schwieriger liegen als in Westfalen, das erste, das eine umfassende und in ihren einzelnen Abschnitten wie im ganzen abgerundete Darstellung des rheinischen Volkslebens und Volkswesens gibt. Auf bloß 201 Seiten Text bringt es bis in die kleinsten Dinge vor und bringt sogar für den darin Bewanderten noch Neues und Wertvolles, nicht zuletzt in den auf 24 Seiten untergebrachten 432 Anmerkungen. Es behandelt außer einer recht wichtigen Entwicklung des „Begriffs einer rheinischen Volkskunde“ die Siedelungsgeschichte und Stammeskunde, die Geistesart der Bewohner, die Dorf- und Hausanlagen, das Trachtenwesen einst und jetzt, das Volk im Spiegel seiner Sprache und Dichtung, den Volksglauben, die Sitten und Bräuche, alles noch erläutert durch 38 Abbildungen. Das Buch ist in der Fachpresse schon so glänzend besprochen, ja gefeiert, daß ich hier bloß auf das hinzuweisen brauche, was gerade auch für uns Sauerländer dieses Buch beachtenswert und oft fesselnd macht. Es fordert uns nicht nur ständig zu klärenden und aufhellenden Vergleichen mit den oft merkwürdig übereinstimmenden und doch auch wieder abweichenden Zuständen auf den genannten Gebieten auf. Schon allein der hier durchgeführte Gedanke den Zusammenhang des jetzigen bäuerlich-ländlichen Volkslebens mit dem früheren bürgerlich-städtischen darzustellen, könnte, soviel ich sehe, gerade bei uns im Sauerland den Blick für bisher Nichts- oder Mißverständnes, wenn nicht gar Nebelsehen öffnen. Es wäre höchst fruchtbar, auch für unsere Gegenden einmal aufzudecken, in wieweit das Landvolk noch heute z. B. sittenmäßige Handlungen übt, die es einst vom Bürgertum übernahm oder gemeinsam und gleichzeitig mit diesem pflegte, oder dann treuer und viel länger bewahrte als dieses. Besonders wo das Leben und Treiben des Bürgertums mit verwirrender Schnelligkeit in den letzten Jahrzehnten sich umgeartet hat, den letzten Jahrzehnten sich umgeartet hat, ist auch für uns des Verfassers Wunsch ein Gebot: „Die schon geschichtlich gewordene bürgerliche Volkskunde sollte im allgemeinen noch mehr erforscht und verarbeitet werden.“ Gerade darin ist Wredes Buch mustergiltig, das Gesehene auf den Grund seines Entstehens zurückzuverfolgen. Nur die Kenntnis des Entstehens bringt Verstehen. Und noch eins eine alte Streitfrage zu beantworten. Ich meine, ein Vergleich der von Wrede aufgezeigten Übersetze des vorgermanischen keltischen Lebens auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Handelns und Treibens mit den betreffenden Erscheinungen im sauerländischen Volksleben könnte auch feststellen, ob und inwieweit auch bei uns keltische Spuren zurückgeblieben sind, wie sie sich jetzt schon mit ziemlicher Sicherheit in Flußnamen wie „Nette“, „Läger“ (ursprünglicher Name vom Oberlauf des jetzigen Baarbachs bei Iserlohn) annehmen lassen. Darüber soll übrigens in der „Heimat“ noch einmal in einem besonderen Aufsatz berichtet werden.

Was Wrede auf wissenschaftliche, aber gewiß nicht trocken gelehrte Weise für das gesamte Rheinland erreichen will, das bezweckt Dr. Heinrich Schauerte in seinem Sammelbande „Auf heimatlichen Fluren“ für seine engere Heimat, das Sauerland. Dies Buch vermittelt weniger Erkenntnis als Liebe, Wohlverstanden, nicht jene empfindsame Rührseligkeit, die einem im heimatlichen Schrifttum so oft peinlich begegnet, sondern das tiefschauende, starke Sicheins- und Verbundenfühlen, das Begreifen seines Ichs als Glied innerhalb der Kette der Vorfahren und Nachfahren. Das dieser Nummer vorangestellte Gedicht Schauertes gibt besser als Worte den Grundakkord und das Leitmotiv seines Buches an, dem es entnommen ist. Wie denn das ganze Büchlein eine feine Musik durchzieht, so fein allerdings, daß der hastige, hungrige Leser sie am lauten Tage nicht vernehmen wird. Es ist ein Buch für stille Stunden am Feierabend. Was dann aber in unsere Herzen gesät wird, das bleibt und wächst darinnen und verstattert nicht, wie die auf den Augenblick blendend fesselnden Eindrücke so mancher „Essays“; es ist auch ein Buch zum Verschenken an uns liebe Menschen.

Dr. Schulte.

Nr. 11 November 1920 3. Jahrgang

Heimat

Monatsblatt für die Geschichte und Heimatkunde des märkischen und kölnischen Sauerlandes.

Herausgeber: Studienrat Dr. W. Schulte, Ahlen i. W.

Beilage zur Westdeutschen Volkszeitung.

Druck und Verlag: Georg Pfeiffer, Buchdruckerei, Iserlohn.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat. — Der jährliche Bezugspreis beträgt Mk. 2,40, bezw. Mk. 1,20 für das Halbjahr, ausschl. Bestellgeld. — Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen. — Probenummern kostenlos. — Für unverlangt eingesandte Beiträge wird keine Gewähr übernommen; Rückporto ist beizufügen.

Inhaltsverzeichnis.

(Nachdruck verboten.)

Heimatsehnen.
Aus der Geschichte der Iserlohner Panzerherstellung.
Geschichte der Pfarrei zu Fredeburg.
Das Sauerland und der S. G. V.
Chronik der Stadt Iserlohn.
Heimatsagen. (Hünen.)
Bücherschau.

Heimatsehnen.

Fern in reine Lüfte geht mein Sehnen,
Nach dem Lande, das ich Heimat nenne,
Wo ich blaue Berge endlos dehnen,
Wo ich jeden Hang und Hügel kenne.

Dort spielt' sorglos ich in jungen Tagen,
Bald am Bache unter bunten Hüllen,
Bald im Feldgewirr am grünen Hagen,
Oder ich sang froh beim Herdenhüten.

Immerfort kehrt die Erinnerung wieder
Zu der guten Freunde frohen Kreisen,
Zu der lieben Vöglein süße Lieder,
Zu des Frühlings wundersam Erwachen.

Darum folge ich der Sehnsucht Spuren,
Eile hin zu den geliebten Stätten — —
Jauchze, Herz, auf den bekannten Fluren,
Du darfst stets dich an die Heimat retten.

H. Schwerte.

Aus der Geschichte der Iserlohner Panzerherstellung

Von Gerichts-Assessor Dr. Klingelhöfer, Berlin-Wilmersdorf.

... Aus dem Endprodukt des Schmelzprozesses, einem Eisenblock, „Wolf“ oder „Luppe“ genannt, fertigte die Schmiedekunst der damaligen Zeit außer den für Krieg und Frieden notwendigen Gebrauchsgegenständen den Eisendraht. *) Unter dem Hammer wurde er zu der gewünschten Feinheit ausgeschmiedet oder aber aus vorgehämmerten Eisenblöcken geschnitten und durch Hämmern gerundet. (Wybe, Geschichte der Industrie im märkischen Sauerland, Bd. 3, S. 12), und bis zur Erfindung des Drahtzuges, im 12. oder 13. Jahrhundert waren diese beiden Methoden die einzigen Wege der Drahtherstellung. Dies Halbfabrikat bildete das Ausgangsmaterial für die Hunderte von Jahren blühende Iserlohner Panzerindustrie. (Wybe, Geschichte der Industrie im märkischen Sauerland, Bd. 3, S. 12.) Ihre Panzerhemden müssen als das erste industrielle Fertigfabrikat bezeichnet werden, das in der Grafschaft Mark hergestellt wurde. (Mag. f. Westf. 1793, S. 21. Meister, Die Grafschaft Mark. Festschrift. I. S. 455)

Sicher ist, daß das Panzerhemd oder die Brünne keine germanische Erfindung darstellt. (Beck, Geschichte des Eisens, Bd. 1. S. 734). Daß sie den Germanen aus fremden Ländern übernommen ist, beweist der Umstand, daß sie bei ihnen nicht als Arbeit von Menschenhand, sondern als Werk der Zwerge galt. Noch das germanische Heldenlied läßt dies erkennen: in ihm heißt das Panzerhemd, die aus Ringen geschmiedete Brünne, Melandas (Wielands) Werk (Beowulf V. 456) und Vilandia Fabricata. (Walthari-Lied V. 965). Nur langsam fand die Brünne bei den Deutschen Einlaß; denn ein an Körperkraft so reiches Volk wie sie denkt weniger an Verteidigungs-, als an Angriffswaffen. Erst durch den häufigen Verkehr mit den Römern kennen die Panzerhemden in Aufnahme; doch waren sie bis ins 6. Jahrhundert äußerst selten und wurden ausschließlich von Königen und den allervornehmsten und reichsten Edlen getragen, von denen sie ganz allmählich auf das vornehmere Kriegsgefolge übergingen.

Die Panzerhemden waren aus Ringen, die aus Drahtstücken zurechtgebogen wurden, zusammengesetzt, und große Geschicklichkeit war es, welche aus den Händen dieser Eisengewandschmeider hervorgingen. Doch lag — genährt durch das Verlangen nach größerer Leichtigkeit und Schmiegsamkeit des Gewebes — in dem Gewerbe ein Drang nach stetiger Verfeinerung, der auf seine Entwickelung nur anfeuernd wirken konnte. Der Herstellungsprozeß war äußerst ökonomisch, da auch das kleinste Stückchen Draht noch zu gebrauchen war, sodaß das Material voll ausgenutzt wurde, und nur wenig Abfall vorkam.

Der Panzermacher fertigte das Eisenmundeisen, das er zur Drahtfabrikation benötigte, entweder in seiner eigenen Iserschmitte selbst an und kaufte, wenn er großen Bedarf an Rohmaterial hatte, noch Eisenmund zu, oder er verzichtete auf die eigene Herstellung des Rohmaterials und arbeitete nur mit gekauftem Material: in beiden Fällen aber schmiedete er selbst das Eisen zu Draht aus. Diese einfache Art der Arbeitsteilung dürfte schon früh eingesetzt haben, (Beck, Bd. 1, S. 865; Meister I, S. 465); denn der Panzermacher, in der Stadt seßhaft, war nicht in der Lage, mit seiner gewerblichen oder ackerbaulichen Tätigkeit auch noch die der Eisengewinnung zu vereinen, bei der ein Wechsel des Herstellungsortes wegen des nesterweisen Vorkommens der Eisenerze nicht zu vermeiden war. Natürlicherweise waren seit alters her die den größeren Ansiedlungen zunächst liegenden Fundstätten zuerst ausgenutzt worden; die Ausbeutung der Fundstätten der weiteren Umgebung aber verursachte infolge der größeren Wege, infolge des jedesmaligen Neuaufbaues der Iserschmitte und der Herbeischaffung des Erz- und Holzkohlen-Vorrates immer größeren Zeitverlust, den der mit der an und für sich schon zeitraubenden Arbeit des Panzerflechtens beschäftigte Panzermacher sich nicht mehr leisten konnte. Aus demselben Grunde wird er auf dem einmal beschrittenen Wege der Arbeitsteilung bald einen Schritt weiter gegangen sein, indem er aus dem bisher selbst verfertigten oder von anderen Herstellern bezogenen Roheisen nicht mehr persönlich den Draht schmiedete, sondern entweder die Arbeit des Drahtschmiedens in seiner Werkstatt von einem Knecht oder Gesellen besorgen ließ oder den fertig vorgeschmiedeten Draht aus fremder Werkstatt bezog, sodaß sich die Tätigkeit des Panzermachers selbst bald darauf beschränkte, aus den rund-gebogenen, gehärteten, auch ziemlich großen und dicken Eisenringen die Panzer zusammenzusetzen.

Schon mit dem Ende des 9. Jahrhunderts hatte man in Deutschland damit begonnen, die Kettenpanzer an den gefährdeten Körperstellen, wie Schultern und Brust, durch aufgelegte Blechstreifen zu verstärken: auch tauchte in dieser Zeit anstelle der ursprünglich selbständigen, später häufig mit dem Kettenpanzer verbundenen Kettenkapuze der getriebene Helm auf. (Beck, Bd. 1, S. 862). Jedoch blieb bis in die Zeit der ersten Kreuzzüge die Kettenhaube die gebräuchliche Kopfbedeckung der Ritter, und in Abbildungen aus der Zeit der Kreuzzüge erscheinen die christlichen Ritter in Panzerhemden und Kettenkapuzen.

Dieses neue Verfahren des Drahtziehens war für die Panzermacher von riesigem Vorteil. Den Draht, den er benötigte, zog er jetzt bedeutend schneller, als er ihn früher schmiedete, wenn er ihn überhaupt noch selbst anfertigte: damit war seine Arbeitsleistung erheblich erhöht. Weiter lieferte der gleichmäßigere und in der Qualität bedeutend bessere, gezogene Draht ein schöneres Gefleckt. Durch diese beiden Vorteile wurde Iserlohn in den Stand gesetzt, der mit dem 11. Jahrhundert sich zeigenden Verfeinerung und steigenden Verbreitung der Panzer mit einer Qualitätsarbeit zu begegnen, die seinem alten Ruf als Panzerstadt neue Ehre machte.

Seit dem 11. Jahrhundert hatte in Deutschland eine stetige Verfeinerung der Kettenhemden eingesetzt. Die älteren, aus dicken und großen Ringen hergestellten Panzer verschwanden; immer feiner und schmiegsamer wurde das Geflecht, das entweder als reines Eisenhemd oder auf einem nicht zu dicken Stoff, gewöhnlich Leinwand, aufgenäht getragen wurde. (Beck, Bd. 1, S. 922). Je nach der Mode war es bald lang, bald kurz. Das Bestreben, die Widerstandsfähigkeit der Panzer durch aufgelegte Blechstreifen zu vergrößern, dauerte fort. Allmählich wurden die Panzer, bisher nur eine Wehr des vornehmeren Adels, verbreiteter

*) Anmerkung: Diese und einige in den folgenden Nummern der „Heimat“ erscheinenden Abhandlungen Dr. Klingelhöfers sind seiner noch unveröffentlichten Doktorarbeit: „Die Iserlohner Drahtindustrie bis zur Einführung der Gewerbefreiheit. Ein Beitrag zur Wirtschafts-, Zunft- und Kartellgeschichte des märkischen Sauerlandes“ entnommen.

uno ganzer. Die Panzerschmiede strebten danach, sie reicher in Dekoration und Ausführung (durch hineingewebte Mappen, Vergoldung oder Versilberung) zu machen, besonders wenn sie für Turnierzwecke in Betracht kamen. Das 13. Jahrhundert ging sogar zur Ausrüstung der Streitrosse mit aus Eisendraht geflochtenen überhangdecken und Brustschürzen über. Das 14. Jahrhundert brachte keine Fortschritte mehr. Da die Handfeuerwaffen erst aufzukommen begannen, war eine Verstärkung der Panzer nur durch die Bedürfnisse der Turniere geboten, und die Panzerschmiede fuhren fort, die Kettenhemden durch aufgelegte Bleche zu verstärken. (Beck, Bd. 1. S. 862.)

Auch die Sporen hatten eine Veränderung durchgemacht. Während sie bis ins 12. Jahrh. meist kegelförmige Stachel waren, begann man seit dieser Zeit mit der Herstellung von Rädersporen; doch erst im 13. Jahrhundert erschienen sie überall. Die Sporenstange war anfangs kurz und gerade, doch auch sie unterlag dem Wechsel der Mode und war später leicht gebogen, noch später wieder gerade, aber dafür von außerordentlicher Länge. Iserlohns einziger Konkurrent im ganzen Sauerland war hierin Breckerfeld. (Meister I S. 467.)

(Schluß folgt.)

Geschichte der Pfarrei zu Fredeburg.

Von Dr. Groetelen, Fredeburg.

3. Die jetzige Pfarrkirche.

Seit dem großen Brande mußte zunächst die Kreuzkapelle als Ersatz der Pfarrkirche dienen, und erst am 19. September 1825 [1]) wurde der Grundstein zu der heutigen Pfarrkirche gelegt. Vorher fand ein Levitenamt mit Predigt in der Kreuzkapelle statt, darauf zog die Gemeinde in Prozession zu dem Kirchplatz, wo Pfarrer Kunoth den Grundstein legte.

Den Neubau der Kirche und des Turmes hatten Müller und Kemper zu Herhagen bei Reiste für 1100 preußisch Taler übernommen. Natürlich handelte es sich nur um die Zimmerarbeiten. Holz wurde zu Herhagen gezimmert und von da nach Fredeburg gefahren und mit großer Gefahr aufgeschlagen. [2])

Zwei Jahre nach der Grundsteinlegung, am 27. November 1827, fand die feierliche Einweihung des neuen, wenig geschmackvollen Gotteshauses durch Pfarrer Kunoth in Gegenwart des Landrats, des Landbaumeisters und der Geistlichen des ganzen Detanates statt. In der Einweihungspredigt führte Pfarrer Kunoth aus, daß die jetzige Kirche an Schönheit (!) und Geräumigkeit nicht nur die Kreuzkapelle, sondern auch die eingeäscherte Pfarrkirche weit übertreffe. Somit muß die alte Pfarrkirche doch recht klein und anspruchslos gewesen sein! Die Gesamtbaukosten beliefen sich auf 6000 Taler. [3])

Pfarrer Kunoth freute sich zwar, eine geräumigere Pfarrkirche als die Kreuzkapelle war erhalten zu haben, doch die Gemeinde hatte mit sehr gemischten Gefühlen den Bau im preußischen Kasernenstil ersehen sehen. So erklärte sie sich denn mit dem Bauplan durchaus nicht einverstanden, sondern setzte eine Kommission von vier Bürgern ein, die bei der Regierung zu Arnsberg vorstellig werden sollte. Daraufhin änderte der Baumeister den Plan, indem er die Bäume nicht nur bis zum zweiten Pfeiler, sondern bis zum dritten Pfeiler dicht am Hochaltar durchführen wollte, um Raum zu gewinnen. Mehr ließ sich nicht erreichen, da die Kirche bereits fertig war. Doch auch die Veränderung wurde von den Bürgern mit der Begründung verhindert, immer solle er nun doch nicht Recht bekommen [4])

Als Hochaltar stellte man in der neuen Kirche — für einen zweiten Altar war kein Platz vorhanden, — den Altar der Kreuzkapelle auf, der sich heute wieder an seinem Platz befindet. Rechts und links befanden sich auch eine Zeitlang die beiden alten Chorstühle der früheren Kirche, die nur vom Rauche geschwärzt gewesen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde ein neuer Altar mit vier Säulen und einem darauf ruhenden Gesimse nach Zeichnung des Baumeisters Theod. Brunsfeld angefertigt und aufgestellt. [5]) Oberhalb des Gesimses hing ein weißes Tuch mit schwarzem Kreuze. Auf der einen Seite hinter dem Altare stand ein zusammenlegbarer Beichtstuhl.

Niemand vermochte jedoch dem seltsamen Altare mit seinen eintönigen Linien irgendwelchen künstlerischen Geschmack abzugewinnen, und so entfloh man sich glücklicherweise, die noch guterhaltenen, auf dem Gewölbe der Kreuzkapelle aufbewahrten Teile des Hochaltars der abgebrannten Pfarrkirche zu einem neuen Hochaltar zu verwerten. Dem feinsinnigen Pfarrer Belke verdankt die Gemeinde die Rettung des im Renaissancestil (Rokoko) des 18. Jahrhunderts in Holz geschnitzten, mit Säulen und den Figuren des hl. Georg, des hl. Michael und des Schutzengels geschmückten Altares. Maler Dempewolf in Fredeburg besorgte die Wiederherstellung des Kunstwerks, die durch Schreiner Beulke und seinen Gesellen Möller ausgeführt wurde. Die Aufstellung erfolgte im Jahre 1854. Später kam statt des alten Drehtabernakels, der heute im Pfarrhause aufbewahrt wird, ein neuer, diebessicherer Tabernakel hinein.

Es bleibt ein Verdienst des eifrigen Lehrers Görres in Fredeburg, daß die Pfarrkirche einen neuen Schmuck im Jahre 1840 durch die in Ibbenbüren erbaute Orgel erhielt. Bisher hatte man stets ohne Begleitung gesungen. Ein ereignisreicher Tag für die Gemeinde mochte der 1. Mai 1841 sein, als zum erstenmal die festlichen Klänge einer Orgel durch die Hallen der Kirche brausten.

Sechs Messingleuchter des Altares und der Leuchter der Osterkerze entstammen dem Kloster Grafschaft und wurden bei dem öffentlichen Verkauf der Abtei für die Fredeburger Kirche durch den Kirchenrendanten Andreas Stehe erworben.

Nachdem nun ein künstlerisch durchgeführter Hochaltar vorhanden war, verwertete man den bisherigen Altar mit seinen Säulen zu zwei neuen Beichtstühlen, die heute noch im Gebrauch sind.

Die Glocken der abgebrannten Pfarrkirche hingen zunächst in dem auf dem Mietskügel [6]) am Ohse erbauten Glockenstuhle, sodaß der volle Klang sich sehr günstig am Hömberg brach. Nach Fertigstellung der neuen Kirche hingen alle drei im Kirchturme, der aber dafür zu schwach war. Die größte zersprungene Glocke sandte Pfarrer Belke zu dem Glockengießer Grawe in Meschede, der sie umgoß. Als auch die anderen sprangen, ließ man durch Glockengießer Edelbrock in Gescher drei neue Glocken für die ihm zugesandten alten gießen, die man in dem heute noch auf dem Burghügel stehenden, bretterbekleideten Glockenstuhl aufhing. Hier blieben sie bis zum letzten Junitage des Jahres 1917: der furchtbare Weltkrieg verlangte auch sie zum Opfer. Wehmütig klang zum letztenmal eine Stunde lang ihr Läuten. Dann nahm man sie herab und konnte kaum sie noch im Pfarrhof, bis sie die Reise zur Schmelze antreten mußten

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Nach handschriftlichen Notizen des Zeitgenossen Friedrich Ratte, betitelt: Chronik oder eine Aufzeichnung merkwürdiger Begebenheiten von 1809 an, ein Papierbändchen in 16, im Besitze des Geweilen Friedrich Ratte zu Fredeburg.

[2]) Chronik der Pfarrei Reiste zum Jahre 1824. Die Notiz stammt von Pfarrer Christel. Heimes, dem ehemaligen Ordensbruder und Freunde Kunoths. Vgl. die Pfarrer von Fredeburg, Nr. 23, Anm. 2.

[3]) Das erste in der neuen Kirche getaufte Kind war Rosalie [illegible], die spätere Gattin des Fabrikanten Wilh. Stepe zu Fredeburg.

[4]) Die Kirche erwies sich deshalb damals schon als zu klein, weil viele Nachbardörfer, wie Hugel, Holthausen, Henneborn, Sellinghausen usw. hier dem Gottesdienst beiwohnten.

[5]) Die Zeichnung dieses Altares hat uns Wilh. Stepe erhalten.

[6]) Über ihn vgl. Fredebeilka a. D. S. 8

Das Sauerland und der S. G. V.

Von J. Schult, Iserlohn.

Als Forstrat Ehmsen, Arnsberg, 1890 die Vorbereitungen zur Gründung eines Vereins zur Erschließung des Sauerlandes unternahm und gleichgesinnte Männer im südlichen Westfalen suchte, fand er nicht nur allenthalben begeisterte Freunde seines Gedankens, sondern auch Männer der Tat, die in kurzer Zeit eine Reihe von Ortsgruppen schufen. Schon bei der ersten Zusammenkunft am 25. Januar 1891 in Hagen konnte der Gründer des Sauerländischen Gebirgs-Vereins (diesen Namen hatte der Verein sich inzwischen beigelegt), mit Stolz 44 Abteilungen mit rund 2100 Mitgliedern überblicken. Der aus Schleswig-Holstein stammende Begründer des S. G. V. hatte nicht nur die Schönheiten des von der Natur reich ausgestatteten Regierungsbezirks Arnsberg erkannt, sondern auch die Durchschlagskraft seines Planes der Zusammenfassung aller Freunde des sauerländischen Berglandes richtig eingeschätzt. Mit großem Eifer warben Ehmsen und seine Mitarbeiter im Vereinsvorstande durch Rundschreiben, persönliche Einwirkung, Zeitungsmitteilungen usw. tausende von Mitgliedern hinzu. Neben lief eine umfassende Arbeit inbezug auf Anbringung von Wegezeichen und Wegetafeln, sowie Aufstellung von Ruhebänken, die Ermittlung der sauerländischen Sommerfrischen und Gasthöfe, endlich deren Zusammenstellung in besonderen Verzeichnissen. Ehmsen selbst erklärte im 1. Jahresbericht, „der Lohn für die Bemühungen werde darin gefunden, daß wir anderen den Genuß der Natur in unseren schönen Bergen erleichtern". Damit ist am besten der selbstlose Zweck des durch und durch gemeinnützigen Vereins gekennzeichnet.

Auch als Ehmsen sein neugeborenes Knäblein schon nach wenigen Jahren auf immer verließ, blieb der Sitz des S. G. V., wie die bekannte Abkürzung lautet, jahrzehntelang in Arnsberg. Aus wenigen tausend Mitgliedern wurden zehntausende; aus 44 Abteilungen bis Kriegsbeginn über 180, davon die weitaus meisten im Sauerlande, doch auch ein nicht zu unterschätzender Teil mit erheblich hohen Mitgliederzahlen im Randgebiete, einmal im Siegerland und im Bittgensteinschen, das der S. G. V. bald in sein Vereinsgebiet eindezogen hatte, dann aber auch im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Nachdem die auch für den S. G. V. schweren Kriegsjahre vorbei sind, hat eine gewaltige Aufwärtsbewegung eingesetzt, die sowohl in Neugründung von Abteilungen, als auch in seiten hoher Steigerung der Mitgliederzahlen zum Ausdruck kommt. Schon hat der Mitgliederbestand 20000 wieder überschritten. Durch den Wechsel im Vorsitzorte 1919 kam der Sitz des S. G. V. nach Hagen, die Geschäftsstelle nach Iserlohn.

Obwohl jeder Sauerländer das Zeichen des S. G. V., drei Eichenblätter mit Schiefe, ebensogut kennt wie das einfache Wegezeichen der Hauptwanderstrecken im Sauerlande, das weiße liegende (sog. Andreas-) Kreuz, obwohl viele Leser dieser Zeitschrift selbst jahrelang Mitglied des S. G. V. sind, und damit die idealen Bestrebungen des Vereins unterstützen, wird mancher doch gern einiges aus dem Leben des S. G. V. und seine näheren Beziehungen zur sauerländischen Heimat hören mögen.

Schon bald nach der Gründung ergab sich das Bedürfnis nach einem einigenden Bande, nach einem Sprachrohr zwischen Vereinsleitung und Mitgliedern. Es entstand aus kleinen Anfängen der heutige Sauerländische Gebirgsbote. Freilich schaut er seit dem Kriege, wie manches andere, etwas zerzaust aus; die gewaltige Preissteigerung im Druckgewerbe sind auch nicht spurlos am Vereinsblatt vorübergegangen. Das Monatsblatt in grünem Gewande hat in beinahe 30 Jahren seines Bestehens eine ungeheuer große Zahl von Aufsätzen jeglicher Art seinen Lesern aufgetischt: geschichtliche und kulturgeschichtliche Arbeiten wechseln ab mit Landschaftsschilderungen und Augenblicksbildern von Wanderungen; naturwissenschaftliche Beobachtungen aus den verschiedensten Gebieten fehlen nicht; plattdeutsche Skizzen stehen neben lyrischen Lobliedern auf das Sauerland; aus dem Vereins- und Abteilungsleben wird ständig berichtet. Neuerdings sind besondere Winter- und Jugendbeilagen eingeführt worden. Gute Bilder schmücken jedes Heft, sodaß sich den Mitgliedern des S. G. V., die das Blatt umsonst erhalten, eine bunte Fülle des Wertvollen darbietet.

Wer, statt Gedrucktes zu lesen, lieber im Buche der Natur blättert, den führen die 25 Hauptwanderstrecken des S. G. V. auf rund 2200 Kilometer Länge kreuz und quer durch die waldumrauschten Berge, die wasserreichen Täler und die schmucken Ortschaften, zu Talsperren und Aussichtspunkten. Wer hiermit noch nicht genug hat, der verfolgt die mannigfachen Zeichen der Bezirks- und Ortswege. Ein besonderer Hauptwegeausschuß sorgt unermüdlich dafür, daß kein Wanderer sich verlaufen kann, daß die einheitlich durchgeführte Bezeichnung, die übrigens in ganz Deutschland ihresgleichen sucht, stets wandersicher bleibt. Wie manches lauschige Plätzchen und mancher stille Winkel, wie mancher lohnender Ausblick und manch verträumt daliegendes Dörfchen ist so erst der erholungsbedürftigen Menschheit erschlossen worden und gewährt nun noch echter, biederer Westfalenart Gastfreundschaft den aus der Ferne zuwandernden Fremden, namentlich der wanderfrohen Jugend. Nebenbei bemerkt, haben zum Ausbau der Wanderwege, z. B. in den Hausbergen des Siegerlandes vielfach Schülergruppen tatkräftig beigetragen. Von den in den ersten 25 Jahren seines Bestehens an den Hauptverein abgeführten Beiträgen von insgesamt 400000 Mark wurde rund die Hälfte allein für Wegebezeichnung und Zuschüsse an die Abteilungen zur Instandhaltung von Wegenetzen verausgabt.

Was der S. G. V. für die Jugend getan hat, gehört zum Besten, was ein Gebirgs- und Heimatverein zu tun überhaupt in der Lage ist. Im Sauerlande steht die Wiege der deutschen Jugendherbergsbewegung. Ohne den S. G. V. könnten die sauerländischen Jugendherbergen wahrscheinlich längst nicht soviel Jungwanderer beherbergen, als dies heute der Fall ist. Jahrelang gab der Verein 1000 Mark und mehr zur Erschließung des Sauerlandes für die wandernde Jugend und neuerdings noch hat er einen sehr erheblichen Betrag, den er für Schafherberge aufgespart hatte, dem Zweigausschuß Sauerland für Deutsche Jugendherbergen (Geschäftsstelle Hilchenbach i. W.) überwiesen. Da die Schülerherbergen nur beschränkten Kreisen dienen, wurden sie im Sauerlande aufgehoben. Die allen Ständen und jeder ordentlichen Jugend-Wandergruppe zugänglichen Jugendherbergen erfreuen sich dafür um so steigenderer Beliebtheit. Daß der S. G. V. den Herbergsgedanken, den Lehrer Schirrmann vor 10 Jahren aufgegriffen und zu dem heilen Wirklichkeit hat, wird allezeit einen heilen Widerschein auf das Zeichen des S. G. V. werfen. Wie weit sich die Hoffnungen auf die in der letzten Zeit gegründeten besonderen Jugendgruppen im S. G. V. erfüllen werden, läßt sich noch nicht absehen. Sie bieten zweifellos reiche Entwickelungsmöglichkeiten und können dazu beitragen, in manche alten Abteilungen frischen Wandergeist und neues Heimatleben hineinzutragen.

Seit seiner Gründung war der S. G. V. stets mit Eifer bemüht, das Verkehrswesen in und zum Sauerlande zu bessern. Das heutige engmaschige Netz von Eisenbahnlinien im Sauerlande ist zum größten Teile erst in den letzten 30 Jahren und mit auf Drängen des S. G. V. entstanden. Bessere Anschlüsse, Sonderzüge im Sommer und Winter und dergl. reate der Verein nicht ohne Erfolg an. Verbehrskarte und -Hefte fürs Sauerland wurden verschiedentlich hergestellt, eine umfangreiche Lichtbildsammlung, die nicht nur den eigenen Abteilungen, sondern auch anderen Vereinen gegen eine mäßige Gebühr zur Verfügung steht, begründet. Eine 1913 in Essen veranstaltete Sauerland-Ausstellung hat auf der einen Seite einen überblick über die Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur im Sauerlande, auf der anderen eine alten Besuchern unbergehliche Darstellung der landschaftlichen Schönheiten des im deutschen Vaterlande noch lange nicht genug gewürdigten Berglandes. U. a. unterstützt der Verein die meteorologische Beobachtungsstation auf dem Kahlen Asbenberge mit einem jährlichen Zuschusse; mehrfach gab er solche zur Förderung von Ausgrabungen im Arnsberger Walde, von Walburgen usw., sowie zur Förderung des Heimat- und Naturschutzes. Ein in Bildung begriffener wissenschaftlicher Ausschuß im S. G. V. sucht die Fachleute der verschiedensten Zweige zu gemeinsamer Forschungstätigkeit zu vereinigen.

Besonders wichtig ist die im Frühjahr 1920 vollzogene Gründung des Sauerland-Verlages, dem der S. G. V. als Hauptbeteiligter angeschlossen ist. Auf genossenschaftlicher Grundlage aufgebaut, von Freunden des Sauerlandes und zahlreichen S. G. V.-Abteilungen getragen, beabsichtigt dieser neue Heimatverlag neben guten Führern und Karten vom Sauerlande volkstümliche und wissenschaftliche heimatkundliche Werke aus dem Sauerlande herauszugeben. Mit dem S. G. V. hat der Sauerland-Verlag eine Geschäftsstelle in Iserlohn. Auf diese für das Sauerland bedeutungsvolle Gründung kommen wir ein ander Mal zurück.

Die gemeinnützigen Ziele des S. G. V. werden in der letzten Zeit besonders auch von vielen Stadt- und Gemeindeverwaltungen durch Erwerb der körperschaftlichen Mitgliedschaft anerkannt. Während der Mindestbeitrag für diese 10 Mark jährlich beträgt, erheben die Abteilungen von den Einzelmitgliedern einen Jahresbeitrag von 5—12 Mark, wovon 1920 2,50 Mark an den Hauptverein abzuführen sind. Hauptvorsitzender ist seit 1919 Stadtrat Perker in Hagen. Weiter gehören dem Hauptvorstande Vertreter aus allen Gebieten des Sauerlandes an.

War die Tätigkeit des S. G. V. bisher schon nicht wenig segenreich für die sauerländische Heimat, so kann er dies auch künftig nur sein durch tätige und rege Mitarbeit aller ihre Heimat über alles liebenden Sauerländer. Manch einer von diesen hat das Schicksal fernab gestührt; auch diese will der S. G. V. neuerdings um sein Zeichen scharen, damit das Band zwischen alter und neuer Heimat fest und heller aufblüht werde, damit die Sauerländer nemeinkich im Auslande sich mit Freude und Sehnsucht der Stätten erinnern, wo sie zum ersten Male das Sonnenlicht erblickten.

Der Gründer des S. G. V. hat sich schwerlich die Entwickelung seines Sprößlings bis zur augenblicklichen Höhe ausgedacht. Daß er den Grundstein zu dem für die engere Heimat wohl wichtigsten Vereine legte und damit den Namen „Sauerland" zu einem wohlklingenden Rufe verhalf, soll ihm unvergessen bleiben! Hand in Hand mit allen auf die Förderung der Heimatliebe hinzielenden Vereinen wirdd der S. G. V. auch weiterhin alles tun, was zum Heile des Sauerlandes ist. Jede Mithilfe und jeder Mitwirkende in diesem Ziele ist willkommen. Für die Heimat kann nie zuviel getan werden. Sie ist und bleibt im Menschenleben die Grundfeste und der Wurzelboden alles Guten und alles Natürlichen!

Chronik der Stadt Iserlohn 1760.

Von dem Hofrath u. Oberbürgermeister Lecke.

(Fortsetzung.)

Gegen Süden auf dem hohen Felsen liegt die in anno 1330 und wie man nicht unbillig dafür hält mit Bewilligung und unter Genehmigung des Grafen Engelberten von der Mark und Erzbischofs von Cöln erbauete schöne Kirche, so vorhero nur eine denen Patronis Cosmi et Damiani gewidmete Capelle gewesen. Ihre Bildnüsse sind mit resp. Apothekerbuchsen und Uringlas noch zwischen den Predigerstülen und Altar in anno 1741 zu der neuen aufm Chor hinter dem Altar erbaueten Orgelbau verlaufften alten Burgermeister- und Rathhern Bänken noch so oder sehr vermeintlich in der Capelle gestanden. Das vordersetz am Chor gegen den Predigtstuhl aufgerichtete Bildnis eines damahligen Erzbischofs und Grafen v. d. Mark kan sein anderer als der Graf Engelberts gewesen sein. Der Erzbischöffliche Hut, das Märkische Wappen hat er vom Vater und das Cleviche von der Mutter. 1710 ist diese Statue in des Kirchmeisters Herr Caspar Brunen Hause von neuem illuminiret worden. Das in dieser Kirche befindliche kostbare Altar ist im vorigen Seculo 1648 von dem Kaufmann und Bürgermeister Bernhard Grevink verehret worden. Es bewahrheitet solches die darunter gesetzte und von dessen erben in anno 1740 von neuem vergoldete unterschrift:

Bernhard GreVInCK hVIVs CIVItatIs ConsVL hoCCe opVs honIrt. DIVIno LIbaVIt.

Die alte Orgel war unterm Thurm gegen Westen. Es traditione der alten solk diese Orgel in der unter der Stadt im Thal, der so genannten alten Stadt befindlichen sehr alten pfarr- und Kirchspielskirche gestanden und in anno 1622 bey der von den spanischen und burgundischen Truppen belagerten Stadt, da diese Völker hinter dieser alten Kirchen sich verschanzet, zur Sicherheit in die Stadtkirche gebracht worden sein und nachhero derinnen behalten, auch darin bis 1740, da die jetzige kostbare neue Orgel hinter dem altar vom Magistrath unter meiner directive erbauet worden, verblieben.

Obwohl dieser Kirche nach osten stund ebenfalls auf einem hohen Felsen am Bilstein das Schulgebäude, so unten von zwey gemauerten Schulen über einander nach ausweyse der Mauern sehr alt und 1600 vom Magistrath die oberste dritte lateinische Schule von Holz darauf gebauet gewesen wie die an dieser Etage nordwerts in Holz gehauenen Worte

anno orVDIMini Christo: ferner DoMVs sapIentIae ChrIstIano

nachweisen.

Die Beschaffenheit der privat- und publiquen Stadtgebäude nach dem Brande 1712.

Nach dem Brande ist die zu ¾ in Asche gelegte Stadt von neuem wieder aufgebaut und zwar „mit den schönsten massiven steinernen Häusern nach der neuesten Mode und so viel thunlich in gerader Linie aufgeführt, daß sie zwischen dem Rhein und Weser wohl kaum ihresgleichen von Gebäuden haben wird. Kein einziges ist mit Stroh oder Holzschindeln, sondern mit schieferen und dachpfannen gedeket. An denen Hauptstraßen findet man die mehrersten Fenster von französischen Spiegelglas, Thurm und Fenster auch die Ecken der Mauern von zierlich ausgehauenen Sandsteinen.

Die straßen sein alle durch und durch gepflastert und die noch anfang dieses seculi hochgelegenen Mistpfühlen und Misthaufen abgeschaffet, daß man mit keinen schuhen überall passiren kan."

Das sei der Erfolg des blühenden Wirtschaftslebens. Bemerkenswert ist, „daß als denen Handelsleuthen die platze zum baue zu enge waren, sie allgemählig die geringere Bürger auskauften und diese ihre abgebrochene Häuser außer den Mauern in die Vorstadt versetzten. So sind unter meinem consulat die Brücke vom Unraer Thor, vor dem Werminghauser, Mühlen- u. Kirchthor angewachsen und eben diese Vorstädte sein schuld, daß die für Befestigung der Stadt gewesene Stadtgraben und Mauern allgemählig an Private verkauft worden und eingegangen, außer der am Unnaerthor rechter Hand, welche noch zum Stadt-Viehschüttungsbehältnis beybehalten werden müssen.

Das alte an sich baufällige Stadt- und Rathaus ist in anno 1738 bey meinem Consulat vom Magistrath mit denen aus den Stadtgräben gemachten Geldern sehr soldbar in massiven Bruch- und zubereiteten Sandsteinen aufgeführet. Die Thurm- und Treppensteine davon sein zierlig ausgehauen. In der untersten Etage gegen Osten das große Polizey-Zimmer. Gegen Süden, vorn die Entree, hinter dem Bürgergewahrsam und noch eines zu Holzboden, wo die Treppe nach dem Boden oder Balcken zu der Schlaguhr, der Stadtmusicus aber auf dem in der Mitte des Daches stehenden Thurm gehet, um morgen, mittag und abend abzublasen. Gegen Westen ist vorn die Rathaus- und Justiz-Stuben, und daran gegen Süden die Registratur. Im Stadthaus, das auch in hiesigen Quartieren wohl wenig seines gleichen hat, zum Zeichen der Stadt großen und kleinen Jagdgerechtigkeit ist der Wildschweins- und der mit einem natürlichen Geweih versehene Hirschkopf vorn über der Treppe wieder angemauet und so wie dieses Rathaus stonte auf alle Hauptstraßen mochte, so sein auch die Uhrweiser oder Zeiger gegen diese Straßen gerichtet.

Das Pütthaus ist abgebrochen. Nicht allein deshalb, weilen es dem Rathaus den prospekt benommen, sondern auch deshalb weilen der Brunnen und das Wasser durch Hineinwerfung allerhand Unrats verdorben, mit doppelt-starkem Gewölbe zugemauert und eine verschlossene Pumpe darauf gesetzt, die in Feuersgefahr gute Dienste tut.

Da die Stadt nur ein Thorhüters Haus an jedem Thore hatte, so hat der König bei Einführung der Accise 1718 ein Thorschreiberhaus anbauen lassen.

Die Schule an der Kirche steht bis 1764 baufällig geschlossen, besonders während der Kriegsunruhen 1757—1761 und wird 1764 abgebrochen. Für eine neue beginnt der Pfarrer und Prediger Barnhagen eine Collecte.

Wo das Wiedemenhaus gestanden, ist unter meinem Consulat 1740 ein neues Prediger Haus massiv in Stein aufgeführt worden, ebenso 1737 für den Hospitalsprediger in der Igelstraße.

1741 wird in der Stadtkirche die alte Orgel unter dem Turm abgebrochen und eine neue von 30 Registern angelegt, kostbar mit Statuen gezieret und bemahlt worden. Die Kosten dafür sind bestritten worden aus den Geldern, die aus dem Verkauf der (nach der in anno 1718 dagewesenen Magistrath- und und Gildemeistern reduction) überflüssig gestandenen Bürgermeisters-, Raths- und Gildehäusern, dann auch aus den anstatt der alten Orgel unter dem Turm erbauten doppelten Litereyen zu Männersitzen.

1765 ist die Kirche aus- und inwendig illuminiert.

1718 bekommen die Reformierten eine eigene Kirche auf dem Platz, wo 1712 ein Bürgerhaus abgebrannt ist, nachdem sie vorher den Gottesdienst in meinem Privathaus gehalten haben.

Die katholische Kirche steht seit 10 Jahren vorm Werminghauser Thor.

*

Die Vorstädte und umliegenden Gartenhäuser.

1700 hat der Richter Timmermann immediate am Werminghauser Thore auf dem linker Hand gelegenen der jungen Schützencompagnie zugehörig gewesenen Schützenhoff das jetzo stehende und mit einer Mauer umgegene Haus gebauet, auch hat eine Spanngenmachers Wittib Elisabeth Küper zur Zeit des Brandes unten am Mühlenthor auf dem Schützenplatz eine Stelle zur Wohnung haben wollen, worüber aber Streit entstanden.